

Mariens Heimgang

Autor(en): **Rup, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **9 (1923)**

Heft 32

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mariens Heimgang.

Dr. P. Rup. Hänni O. S. B.

Die größten Geister aller Zeiten haben immer nach dem Sinn des Lebens geforscht und sind in diesem Suchen nicht müde geworden, bis sie eine befriedigende Antwort gefunden. So erging es auch dem alten Dänenkönig Sigar. Durch Jahre hindurch hatte er sich gefragt: „Was bin ich?“

Was ist der Mensch? — Ein Träumer? Träumt er? Ist wach er doch!

Was ist der Mensch? — Ein Schatten? O mehr; er lebt sich noch!

Er ist zu groß, ein Würmchen, zu klein, ein Gott zu sein,

Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

Eines Tages wandte sich der König an seinen Harfenspieler, einen alten Mann, der ihm schon manches Rätsel gelöst und bat um Antwort auf die Frage: Was ist der Mensch? Der greise Fidler sprach kein Wort, sondern zeichnete einen Kreis an die Wand und sprach alsdann zum König:

Nun höre, weiser Herrscher, dem alten Spielmann zu:

Das ist der Mensch, o König, und das, das bist auch du!

In diesem Kreise siehst du des eigenen Leibs Geschick:

In seinen Anfange eilt er, der Staub in Staub, zurück.

Im Kreise auch da schaust du der eignen Seele Glück:

In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht, zurück.

Entzückt ob dieser Antwort schenkte der König dem Spielmann eine goldene Harfe. Es war die beste Lösung, die er gehört, sie genügte ihm.

Diese poetische Antwort des alten Harfners deckt sich mit der unseres hl. Glaubens: Der Leib kehrt zur Erde zurück, von der er genommen, die Seele enteilt zu dem, dessen Hauch sie ist. Das ist allgemeines Menschenlos, seitdem Adam gefallen. Aber es ist nicht ohne Ausnahme, und gerade das Fest Mariae Himmelfahrt weist uns hin auf einen Leib, der wohl stirbt, aber ohne die Verwesung zu schauen in Verklärung übergeht. Wie auf den verschiedensten Gebieten die Ausnahme nur an Hand der Regel verstanden wird, so auch hier. Die Verklärung offenbart sich erst in ihrer ganzen Schönheit, wenn man auch entschlossen der Verwesung ins hohle Auge schaut. Drum stellen wir heute einen Vergleich an zwischen unserm leiblichen Sterben und dem der lb. Gottesmutter, betrachten 1. unsern Abstieg zum Staube, 2. ihren Aufstieg zum Lichte.

1.

Schlicht und einfach ist die biblische Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschen: „Gott bildete einen Leib aus Erde und hauchte ihm eine unsterbliche Seele ein.“ Von diesem Erdenleib sagte der alte Harfenspieler: „In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.“ Und alljährlich klingt am Aschermittwoch-Morgen der hl. Kirche mütterliche Mahnung an unser Ohr: Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.

„Vergänglichkeit!“ so ruft das Aschenzeichen Uns auf den Weg, der irrlichtschimmervoll, Und ruft uns zu, daß jeder Wunsch einst schweigen Und jedes Glück in Staub zerfallen soll.

(Frauenberg).

Mit einer Realistik, die den modernen Menschen frösteln macht, zeichnet Job das Schicksal, das den Leib nach dem Tode erwartet: „Das Grab ist mein Haus und in der Finsternis ist mein Grab zurecht gemacht; zur Fäulnis sprach ich: du bist mein Vater, zu den Würmern: ihr seid Mutter und Schwestern.“

Kein Wunder, daß bei solcher Aussicht der am Leben hangende Mensch sich vor dem Tode sträubt, davor erschauert, Würmerspeise und Mottenkost zu werden, zumal wenn er jung ist und die Lebenskraft stürmisch durch seine Pulse fliegt. Das hat, wie vielleicht selten einer, der junge vielversprechende Dichter Gerrit Engelke in den deutschen Schützengräben in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht. Als sieghafter Jüngling, als blutwarmes Naturkind schwärmte und schwelgte er für das Leben in seinen schwellenden Formen und singt einem Baume zu:

Ich möchte in dir hochwellen
Grüner Baum!

Ich möchte treibfroh in deinen Markzellen
Aufschwellen
Bis in den Wipfelraum
Lichtoben.

Ich möchte in die Lichtweiten
Hundert Arme breiten
Wie Zweige. —
Armzweige mit Blätterfingern
Und dann fühlen, wie Mittagsgluten
Wie Lichtfluten
Durch sie schlingern. —

Ich möchte aus deinem Wipfelkopf,
Lebensbaum,
Aus dem Laubtraum,
Wie Lichtgetropf,
Wie Windfingern
Mich aufschwingen
In den Weltenraum!

Darum ist für ihn der Tod etwas fürchterliches und mit flehender Gebärde und bittenden Worten sucht er ihn zu bannen:

Mich aber schöne, Tod,
Mir dampft noch Jugend blutstromrot —
Noch habe ich nicht mein Werk erfüllt,
Noch ist die Zukunft dunstverhüllt —
Drum schöne mich, Tod.
Wenn später einst, Tod,
Mein Leben verlehrt ist, verlohrt,
Ins Werk — wenn das müde Herz sich neigt,
Wenn die Welt mir schweigt —
Dann trage mich fort, Tod.

Das Sträuben hat nichts genützt, der Tod ist doch gekommen. Am 13. Oktober 1918 erlag er im Generalhospital in Frankreich einer Schußwunde und der überschäumende Gewaltmensch wurde der Stillste unter den Stillen. „In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.“

Angesichts dieses tragischen Lebens und Sterbens müssen wir uns sagen, daß die wahre Lebenskunst nicht in einem trotzigem Anflammern am Leben, sondern in einem vernünftigen Sterbenlernen besteht. Zu dieser Erkenntnis kam am Ende seiner Tage auch Oesterreichs Dichter Bauernfeld, der „Wiener-Voltaire“ genannt, der dem Memento mori der Kirche hartnäckig das Memento vivere entgegengesetzt und gerufen hat:

„Sagt mir die düstern Nebelschleier fort,
Die mit dem Tode schrecken, um zu gleichen;
Memento mori ist ein tristes Wort,
Memento vivere (denk ans Leben) muß es heißen.“

Mochte er sich die Idee des Lebens noch so sehr einhämmern, es nützte nichts, und als auch für ihn der Zeiger des Lebens zu fallen drohte, befolgte er den Rat, den Voltaire einst der Gräfin von Chatelet gegeben, wählte das Sicherste, trock zum Kreuz, fand sich mit dem Memento mori ab, empfing die hl. Sakramente und starb als Christ.

Wer ein wahrer Lebenskünstler sein will, der denke recht oft an den Tod, an den Abstieg zum Staube. In der Trappistenabtei Delenberg im Ober-Elsaß befindet sich ein ganz einzigartiges, weithin bekanntes Bild: ein grinsendes Totengerippe mit der Sense schaut über eine Mauer, auf der die Worte stehen: „Diese Nacht vielleicht!“ Es soll für den Mönch eine stete Mahnung an den Tod sein. Wer hat dieses Bild gemalt? Ein Lebenskünstler, ein Mann, der das Leben in vollen Zügen getrunken, aber zeitig genug einsah, daß es nur einen Taumeltrank zu treiben vermag, dem ein furchtbares Erwachen folgt. Darum zog er sich in die Kirchhofsstille eines Trappistenklosters zurück. Der Maler ist der ehemalige österreichische General und kaiserliche Kammerherr Baron Franz Ferdinand von Geramb, seinerzeit eine der bekanntesten Persönlichkeiten Europas. Es ist merkwürdig, wie dieser einst so gewandte Weltmann sich bei allem Frohsinn, der ihm zeitlebens eigen war, mit

der Idee des Todes vertraut gemacht hat. Als ihm sein Abt den Auftrag gab, die Klostermauern mit religiösen Abzeichen zu schmücken, malte er fast überall Totenköpfe, gekreuzte Totengebeine und Gerippe, so daß das Haus fast einer Nekropole glich. Er spielte geradezu mit dem Todesgedanken und gab sogar zwei erbauliche Bücher heraus, die sich mit dem Tode beschäftigen. Warum das? Weil dieser Mönch mit seinem ganzen Orden es fühlte, daß ans Sterben denken Leben heißt, daß das Leben auf Erden dem langsamen Verbrennen und Verflackern einer Kerze gleicht, die der Todeshauch auslöscht und die erst drüben an der ewigen Lebenslampe Jesus Christus für die Ewigkeit angezündet wird. Welch tiefe Weisheit liegt daher in dem Gruß: Memento mori, mit dem die ernststen Trappistenmönche jahraus, jahrein einander begegnen. Nur am hl. Ostersfest, da pflücken sie das Blümlein Primula veris, im Volksmunde Himmelschlüssel, oder Schlüsselblümchen genannt und überreichen es einander mit dem inhaltsvollen Gruß: Memento vivere, denk ans Leben! Sie sind in Wirklichkeit die wahren Lebenskünstler. „In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück“; ja, aber nicht auf immer! In diesem Staub wird's einst glitzern und gluten, wie Funken, die in der Asche sprühen. Der Sonne gleich zündet in Grabesnacht hinab der Gedanke an die Auferstehung der Toten, und Tob, der früher so grauig vom Tod als seinem Bruder und von den Würmern als seinen Brüdern und Schwestern gesprochen, jubelt auf: „Wer gibt mir, daß meine Worte in ein Buch geschrieben werden mit eisernem Griffel und auf ein Täfelchen von Blei oder eingehauen werden mit dem Meißel in einen Fels: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich werde von der Erde auferstehen am Jüngsten Tage und werde wieder umgehen mit meiner Haut; ich werde in meinem Fleische meinen Gott schauen; ich selbst werde ihn schauen und meine Augen werden ihn sehen, diese Hoffnung ruht in meinem Busen.“ Das ist der Zauber, der im Memento mori, im Abstieg zum Staube liegt. Der Abstieg ins Grab wird trotz aller Tragik des Lebens und Sterbens für den Guten mit einem Aufstieg zum Lichte enden.

Nicht erdenhaft, nicht auflösbar in Staubatome wie der Körper ist die Seele. Als von Gott geschaffener Geist zieht er beim Tode heimwärts; himmelwärts, sofern er sich seines Ursprunges von Gott bewußt geblieben, höllenwärts, wenn er sich im Leben mit dem Schlamm der Erde begnügt und keinen Hunger nach dem Lichte gehabt. Ihrer Natur nach aber dürstet die Seele nach Gott, ihrem Ursprung, „das Licht eilt zum Licht zurück“, oder wie Angelus Silesius singt:

„Der Geist, den Gott mir hat im Schöpfen eingehaucht,
Soll wieder wesentlich in Ihm stehn eingetaucht.“

Diesen Weg des Geistes ging auch die Seele der lieben Gottesmutter. Sie starb wie ihr göttlicher Sohn gestorben, um ihm in allem möglichst gleichförmig zu werden. Insofern folgte sie der allgemeinen Regel. Darin aber bestand die Ausnahme, daß bei ihrem Sterben der Leib nicht in Staub zerfiel und vermoderte, sondern verwesungslos und lichtverklärt den Weg des Geistes ging, daß der Körper und die Seele wie im Leben, so auch im Sterben geeint und vereint ihren Flug zum Himmel nahmen. Für Maria gabs keinen Abstieg zum Staube, sondern nur einen Aufstieg zum Lichte. Der fromme Christ wundert sich nicht über diese Metamorphose der Mutter des Gottmenschen. Ihre leibliche Aufnahme in den Himmel ist nichts anderes, als die innerliche Folge ihrer unbefleckten Empfängnis. Wenn schon im alten Testament die Bundeslade, die in- und auswendig mit Gold überzogen war, aus unverweslichem Holze sein mußte und nicht vermodern durfte, um wie viel weniger durfte dann jenes jungfräuliche makellose Gezelt der Verwesung anheimfallen, das den Herrn der Welt umschloß, jener heilige Leib, der den Leib des Heilandes genährt und getragen, jenes süße, zarte Herz, dessen Blut im Gottesherzen rann und rollte und das auf Kalvaria zerprang und den Preis der Erlösung für uns arme Menschen in seinen heiligen Kammern barg. Diese reine, gnadendurchströmte Gottesbehauung der Jungfrau mußte in bezug auf das Geseß der Verwesung und der Verschiebung der leiblichen Auferstehung die höchste Ausnahmissetzung erfahren.

Mariens Himmelfahrt mit Leib und Seele ist gewiß ein Geheimnis. Am tiefsten in dasselbe eingedrungen scheint uns der berühmte Bischof und gefeierte Kanzelredner Bossuet. Er sagt: Um auch mit dem Leibe sogleich in die himmlische Glorie einziehen zu können, mußte sich Maria erst der Sterblichkeit gleich eines ihr fremden Kleides entledigen, und das geschah durch ihre mütterliche Liebe. An Stelle des ausgezogenen Kleides der Sterblichkeit mußte ihr Leib und ihre Seele mit dem Triumphgewande der Unsterblichkeit angetan werden und das geschah durch ihre unversehrte Jungfräulichkeit. Marias Herz, so führt Bossuet aus, hörte nicht so sehr auf zu schlagen in Folge einer den Körper zermürbenden schmerzlichen Krankheit, ihr Herz brach vielmehr ob der Uebermacht der Liebe zu ihrem Sohne. Diese Liebe war nach der Schilderung des hl. Amadeus, Bischof von Lausanne, doppelter Art: „Die hl. Jungfrau gab ihrem Sohne die Liebe, die sie Gott schuldete und sie gab ihrem Gott die Liebe, die sie dem Sohne schuldete.“ Erklären wir das etwas näher. Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde ist die größte, die man sich denken kann, und die besaß Maria wie keine

andere Mutter. Zu dieser natürlichen Liebe der Mutter zu ihrem Kinde gesellte sich noch die Liebe der Mutter zu ihrem Gott. Und dieser Gott war ja ihr Sohn. O wie innig tief mußte diese Liebe zu ihrem Gottestinde sein; sie mußte geradezu an eine göttliche Liebe grenzen, denn Gott, der ihr seinen Sohn schenkte, seine Kraft mittheilte, auf sie seine Fruchtbarkeit ausdehnte, mußte auch, um sein Werk zu vollenden, in ihren keuschen Schoß einen Strahl oder wenigstens einen Funken jener Liebe hinabsenken, die er selbst zu seinem einzigen eingeborenen Sohne trägt, der ja der Abganz seiner Herrlichkeit und das lebendige Bild seiner Wesenheit ist. Natur und Uebernatur wirkten so im Herzen der Gottesmutter wunderbar zusammen, erweckten ein namenloses Heimweh nach dem heimgegangenen Sohne, eine brennende Sehnsucht nach dem Himmel, eine Glut der Empfindung, die schließlich den Panzer des Herzens sprengte, alles Fleisch mit Liebe durchglühte, sie der Sterblichkeit entkleidete und Leib und Seele zusammen mit unwiderstehlicher Gewalt hinaufriß zu Gott, zum Prinzip der ewigen Liebe.

Der tiefste Grund aber dieses himmlischen Durchglühens des gottesmütterlichen Leibes liegt nach Bossuet in ihrer unbefleckten Jungfräulichkeit. Diese gleicht einem himmlischen Balsam, der das Fleisch vor Fäulnis bewahrt, es der Sterblichkeit entkleidet und mit Unsterblichkeit bekleidet. Wie angemessen war doch für die Gottesmutter diese seelische Ausstattung, diese himmlische Mitgift! Der reinste Gottessohn konnte auch nur von einer reinen, makellosen Mutter sich sein heiliges Fleisch und Blut borgen, sie mußte ihm in Reinigkeit und Heiligkeit so weit wie möglich ähnlich sein: Nach den Worten des hl. Thomas ging von dem Strome der Gnade, womit Maria wie mit einem himmlischen Tau überschüttet wurde, eine Kraft aus, die nicht bloß wie bei den übrigen Auserwählten das Feuer der Begierlichkeit dämpfte, sondern gänzlich erstickte, jede böse Reigung bannte, den Herd der Sünde als die tiefste Wurzel des Bösen völlig vernichtete. Dieser Herd der Sünde aber ist der Grund und die Ursache der Fäulnis und der Verwesung. Das Werkzeug des Bösen, das Fleisch, das den armen Menschen lockt und reizt, muß vermodern, muß erst seine Gestalt ändern, in seinem ersten Sein zugrunde gehen, um erneuert aus dem Staub zum Licht emporsteigen zu können. Wessen Fleisch aber niemals die Sinnlichkeit durchzittert, nie der Sünde gebient, wie das der lieben Gottesmutter, verfällt auch nicht dem Tode und ist unverweslich und unsterblich. Durch ihre jungfräuliche Unversehrtheit ist Maria der Reinheit ihres Gottes möglichst nahe gekommen. Wie Jesu Fleisch glorreich aus dem Grabe stieg, so sollte auch das ihrige die Unsterblichkeit durch eine frühere Auferstehung erhalten.

Wie er mit ihr bezüglich der Erbsünde eine Ausnahme gemacht, so auch in Rücksicht auf den leiblichen Zerfall und den Zeitpunkt der Auferstehung. Ein reines, unversehrtes Gebilde aus Fleisch und Blut, das die Sterblichkeit aus- und Unsterblichkeit angezogen, das durchglüht ist von heiligster Gottesliebe, verklärt von mehr als seraphischer Glut, das darf die Behausung des Todes nicht schauen, darf keinen Kontakt mit dem Staube haben, sondern Licht, reinstes verklärtes Licht muß auch zur sonnenhaften Lichtquelle zurückkehren. „Zu seinen Ursprung eilt es, das Licht zum Licht, zurück.“

Maria ist also mit Leib und Seele in den Himmel aufgefahren, sündenlos und darum schmerzlos, *mortua est prae amore, sine dolore*, sie starb aus Liebe, nicht aus Schmerz. Ihr Sterben war, wie Scheeben sagt: ein Brandopfer der Liebe, worin sie das unter dem Kreuze gebrachte Schmerzensopfer wie in einem sanften Schlafe der Liebe vollendete. Und diesem Schlummer der Liebe folgte

ein Erwachen bei der ewigen Liebe, beim göttlichen Sohne. Was zwischen diesem Einschlummern auf Erden und dem Erwachen im Himmel vor sich gegangen, sagt uns der Dichter in dem Liede auf die Himmelfahrt der Jungfrau:

Wie ist mir? Wonne blüht von Gottes Throne
Und hat mit süßen Banden mich umschlungen.
Mein Sehnen durch die Himmel ist gedrungen,
Ich sah den Vater bei dem teuren Sohne,
Hinan! Hinan! auf daß ich bei euch wohne.
Vom Zug der Liebe leicht emporgeschwungen.
Ihr Heiligen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft und einst empfaßt die Krone.
Und wie so oft auf Wolf' und Duft entschwindet,
Umlächeln sie des Himmels jüngste Söhne,
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen,
Im Lichte wird ein neues Licht entzündet.
So strahlt die Braut verklärt in reiner Schöne
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

(Max von Schenkendorf).

Neue Wege im Turnen.

Paul Lütthi, Lehrer, Warth.

Die Methode des gesamten Unterrichtes lenkt in neue Bahnen ein. Weg und Zug weist das Arbeitsprinzip. Das Kind erlangt unter zielbewußter Führung die Selbständigkeit eher. In den Idealfächern wird aber diese grundsätzliche methodische Umgruppierung kein Gegenwartsziele sein. Lange Jahre später erst erntet man die Erfolge dieses unterrichtlichen Arbeitens.

In den Kunstfächern stockte der Fortschritt, das Neue lange, allzu lange, Wohl schürten Pioniere zeitig das Feuer der Begeisterung. Die nebelnde Gleichgültigkeit einer Großzahl der Lehrerschaft, ihre leicht erklärliche Abneigung gegen das Licht besserer und erfolgreicherer Arbeit, die auftauchende kaleidoskopische Vielheit methodischer Neuheiten verwirrte wie Gänge des Labyrinthes; und Umlernen ist immer schwer. Das Verlangen nach Aneignung neuer Methoden wandte sich auch natürlich zuerst den wichtigeren Fächern zu. Das war notwendig und begreiflich. Ferner bedurfte es dazu nicht so großer persönlicher Gestaltungskraft, eigener Initiative, Herzensfreude wie in manchem andern Fache. Mit Pessimismus und mit Gedanken des Unvermögens geht aber so mancher Lehrer an die neue Arbeit, wo sie ganz auf Lust und Liebe zu ihr abstellt.

Auch im Turnunterricht braucht er Freude, die Lehrerfreude. Das Mußturnen bleibt gehalt- und wirkungslos. Das allzu Starre, Straffe, drillähnliche wird hoffentlich überall der Vergangenheit gehören. Zu den unentbehrlichen, disziplinübenden Ordnungsübungen gesellen sich passende leichtathletische Vorübungen und über allem dominiert das Spiel. Im überwachten, einstudier-

ten Spiel liegt eine größte pädagogische Goldgrube.

Den Freiübungen möchte ich ein paar Worte widmen. Die diesbezüglichen Beispiele der Turnschule gefallen nicht mehr. Man weiß, daß sie erneuerungsbedürftig sind. Viele greifen zu andern Hilfsmitteln, zu Recht oder Unrecht der Schule. Dankbar wird deshalb frischgeformte, gute Arbeit angenommen werden. Da verweise ich auf das kleine Schriftchen der Gesellschaft „Pro Corpore“ Nr. 3 „Vorübungen“ von Dr. J. Steinmann, Gymn.-Turnlehrer, Bern, welches im Verlage Paul Haupt, Bern, erschienen und zum Preise von 50 Rp. erhältlich ist. Des Neuen enthält das Schriftchen viel. Aber Einfachheit zieren diese Übungen. Sie fördern und bilden den ganzen Körper, sind trefflichste Blutbeweger, und die neu eingestreuten, fast nach jeder Übung sich wiederholenden Atemübungen dürfen als beste Lungenreiniger und Beruhiger gelten. Trotz der scheinbaren Einfachheit verlangen aber die Übungen doch ganz gutes Vorstudium. Aus diesem Grunde hat der Verfasser jedes Übungsbeispiel zerlegt und mit vorzüglichen Angaben über Entwicklung und Ausführungsart versehen. Das Selbststudium wird dadurch wesentlich erleichtert. Dem Schüler wie dem Lehrer machen die Vorübungen anfangs Mühe, mehr Mühe als jede andere turnerische Bewegung, speziell die parallelgerichtete Fußstellung und die erste Atmungsmethode. Sie sind eben ganz ungewohnt. Mit dem Fleiße und der Freude an den Übungen wächst dann aber Geläufigkeit und Geschmeidigkeit der Ausführung, wird die Arbeit zügiger, und eine Lust ist es, Lehrer und Schüler am Schaffen zu sehen.